

**Stefan Weber: Das Google-Copy-Paste-Syndrom. Wie Netzplagiate
Ausbildung und Wissen gefährden**

Hannover: Heise 2007, 159 S., ISBN 978-3-936931-37-2, € 16,-

Der Salzburger Medienwissenschaftler Stefan Weber hat offenbar in der Wissenschaftsethik ein neues Arbeitsfeld gefunden. Als mehrfaches Opfer von zum Teil schwerwiegenden Urheberrechtsverletzungen führt er seit etwa fünf Jahren einen

energischen Kampf gegen Textplagiarismus in den Wissenschaften. Mit der gut 150-seitigen Publikation über das sogenannte „Google-Copy-Paste-Syndrom“ will er nun dazu beizutragen, „dass das Thema der Referenzkultur auf der akademischen Agenda ganz nach oben rückt [und] der Geist in die Textproduktion zurückkehrt“ (S.7). Bereits hieraus wird ersichtlich, dass die Verbreitung neuer Medien für ihn unweigerlich mit dem Verfall der Schrift- und insbesondere der Wissenschaftskultur verbunden ist. Insofern scheint es nur folgerichtig, dass das knapp 80 Seiten umfassende vierte Kapitel – die eigentliche Essenz des Bandes – mit „Austreibung des Geistes aus der Textproduktion“ überschrieben ist. Im Gegensatz zu Kittlers viel zitiertem Diktum will Weber diese Formel jedoch als „hochproblematische Zeitdiagnose“ verstanden wissen (S.39).

Hier erörtert Weber zunächst unterschiedliche Definitionen und Kategorisierungsmöglichkeiten von Textplagiaten – so etwa das Total- und das partielle Plagiat, aber auch das Übersetzungs- wie das Ideenplagiat – und thematisiert unterschiedliche Toleranzgrenzen und divergierende Auffassungen über Plagiate, Zitierfehler und unsaubere Zitation. Zudem hat der Autor umfassendes statistisches Material über die Häufigkeit von Plagiatsversuchen und deren Entdeckung zusammengetragen (vgl. S.49ff.). Deutlich wird allerdings, dass Quantifizierungen problematisch sind, weil die Frage nach Grenzen und Graubereichen derzeit nicht einheitlich beantwortet wird. Dennoch – so Weber – seien sich „die meisten mit wissenschaftlichem Fehlverhalten beschäftigten Forscher in drei Punkten einig:

- Plagiatsfälle haben in den vergangenen Jahren deutlich zugenommen.
- Im Schnitt gesteht jeder dritte Studierende, schon einmal plagiatorisch tätig gewesen zu sein.
- Ungefähr jede dritte akademische Arbeit könnte in irgendeiner Form von wissenschaftlichem Fehlverhalten betroffen sein“ (S.50).

Relativ breiten Raum nehmen in diesem Kapitel diverse Fallbeispiele ein, bei denen die Plagiatoren entweder aus Webers Texten kopiert hatten oder von Letzterem durch beständige Recherchen enttarnt wurden. Fast exakt in der Buchmitte präsentiert der ‚Plagiatsjäger‘ auf einer Doppelseite in Tabellenform seine Erfolgsquote, oder besser: ‚Abschussliste‘. Von Juni 2002 bis Juli 2006 hat Weber elf eindeutige Betrugsfälle aufgedeckt, bei denen es zu vier Aberkennungen akademischer Grade kam (vgl. S.76f.). Eine besondere Rolle spielt dabei der Fall eines Tübinger Theologen und Informatikers, der sich für seine 2004 publizierte Dissertation großzügig aus derjenigen Stefan Webers aus dem Jahre 1996 bedient hatte: „86 Prozent seiner ersten einhundert Seiten stammten aus meiner Feder. Dem Plagiator wurde zwar der Doktorgrad aberkannt, doch er ist weiterhin als Berufsschullehrer und Informatiktrainer tätig“ (S.63). Weber kommt mehrfach auf diesen Fall zurück und verweist auf eine Berichterstattung 2005 im *UniSPIEGEL* (vgl. S.45). Hier wie im Buch wird zum einen die naive Dreistigkeit des Plagiators deutlich, es wird aber auch berichtet, wie Weber versucht, Letzteren an seiner

Haustür zur Rede zu stellen, während ein *RTL*-Team mit Kamera im Gebüsch lauert: der Plagiierte habe einen „langen Rachefeldzug“ geführt (vgl. <http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/0,1518,382779-3,00.html>).

Doch zurück zum Buch: Neben diesen episodischen Schilderungen liefert Weber im zentralen Kapitel 18 Thesen zu möglichen Ursachen des zunehmenden Plagiarismus (vgl. S.90ff.), denen er vier Argumente der Plagiatoren entgegenstellt. Webers Thesen lesen sich zum Teil als berechtigte Kritik am wissenschaftlichen Tagesgeschäft, zum Teil erinnern sie aber auch an die Argumentationsmuster eines Neil Postman, nur dass eben nicht die elektronischen Medien am Verschwinden der Kindheit, sondern die digitalen an der Abnahme der Lese- und Konzentrationsfähigkeit Schuld tragen.

Diesen Erörterungen schließen sich sechzehn 16 Vorschläge zur Lösung des Problems an (vgl. S.100ff). Dabei handelt es sich um eine Kombination aus Forderungen nach neuen Instanzen im Wissenschaftsbetrieb und neuen Praktiken im Lehralltag. Während es zum Teil lediglich um die Forcierung bereits umgesetzter Empfehlungen geht, werden aber auch einige weitergehende Vorschläge unterbreitet. Dazu zählen die hinreichende Vermittlung wissenschaftlicher Arbeitstechniken inklusive Bewusstseinsklärung für wissenschaftliches Fehlverhalten durch Einführungsveranstaltungen und die dringend gebotene Auseinandersetzung mit der Frage, wie Studierende wieder stärker zum eigenständigen Arbeiten motiviert werden können – etwa durch kürzere Abschlussarbeiten mit weniger Quellen, dafür aber mehr Praxisrelevanz. Innovativ wirkt die Forderung, schriftliche Arbeiten grundsätzlich digital einzureichen, um den Lehrenden die systematische Suche nach identischen Textpassagen im Netz zu ermöglichen. Zur Erleichterung von Textvergleichen schlägt Weber den Einsatz von Antiplagiatssoftware vor. Ferner erörtert er die Möglichkeiten externer Suchsysteme, bei denen die Studierenden ihre Texte schon vor Abgabe prüfen lassen müssten.

Insgesamt wären diese Vorschläge durchaus geeignet, eine Diskussion über die Standards guter wissenschaftlicher Praxis anzuregen. Leider sind jedoch die anderen, den Zentralteil rahmenden Kapitel diesem Ziel eher abträglich. Weber verpackt sein durchaus anerkennenswertes Anliegen in eine Pauschalkritik an den Medien- und Kulturwissenschaften, die sich in Zeiten zunehmend moderaterer Tonarten selbst ad absurdum führt. Einerseits weist er den neuen Medien – die seines Erachtens „unsere Lebensqualität in vielen Bereichen verschlechtert haben“ (S.122) – in guter medienmaterialistischer Manier die Schuld an Plagiarismus, Verdummung und „Textkultur ohne Hirn“ (S.117f.) zu, während er gleichzeitig mit Forderungen wie der Digitalisierung akademischer Arbeiten oder gar der gesamten Wissenschaftsbestände (vgl. S.110f.) auf genau diese Medien als entscheidende Lösungshilfen für die konstatierten Probleme setzt. Lässt man, was schwer fällt, die Polemik außen vor, so kann man aus einigen Abschnitten die Markierung medienwissenschaftlichen Forschungsbedarfs herauslesen. Während sich im drit-

ten Kapitel durchaus Stellen finden, die zur vertieften Auseinandersetzung mit neuen Wissenskanälen und adäquaten Lernformen inspirieren, ist es allerdings nach Kapitel vier, das den Eindruck erweckt, alles Wesentliche sei gesagt, recht mühselig, auch das unvermittelt angehängte fünfte Kapitel zu lesen, anstatt das Buch nach Seite 115 einfach wegzulegen.

Die Kritik an der Postmoderne, die Weber im Rahmen des vierten Kapitels äußert, hier unterscheidet er noch sinnvoll zwischen Konzeptkunst und Wissenschaft (vgl. S.85f.), wäre völlig hinreichend gewesen. Dagegen riskiert er mit dem gewollt provokativen Auftritt im abschließenden fünften Kapitel, das Kind mit dem Bade auszuschütten und viele Kolleg/innen vor den Kopf zu stoßen, anstatt ihr Problembewusstsein zu schärfen. Stefan Weber ist ein erfahrener Schreiber. Ob aber die Strategie ‚Sensibilisieren durch Überzeichnen und Bloßstellen‘ im konkreten Fall aufgeht, scheint zumindest fraglich. Was bleibt, ist der Eindruck, dass der ‚Plagiatsjäger‘ oft über das eigentliche Ziel hinausschießt.

Jörg Seifert (Konstanz)

Hinweise

Kaminski, Winfred, Tanja Witting (Hg.): Digitale Spielräume. Basiswissen Computer- und Videospiele. München 2007, 140 S., ISBN 978-3-86736-009-8

Quandt, Thorsten, Wolfgang Schweiger (Hg.): Journalismus Online – Partizipation oder Profession? Wiesbaden 2008, 280 S., ISBN 978-3-531-15589-0

Witting, Tanja: Wie Computerspiele uns beeinflussen. Transferprozesse beim Bildschirmspiel im Erleben der User. München 2007, 250 S., ISBN 978-3-86736-029-6